

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



№ 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajum 1882 bis 1883.

XI.

Ko. Der Moór oder Viehpart der Gares bestand aus länglichen Hütten, wie sie für diese Gegend des Somalilandes charakteristisch sind, während man am Kap Suar = dafui und am Golf von Aden runde hat. Sie waren ziemlich regelmäßig in Hufeisenform angeordnet und durch einen Zaun aus Dornen verbunden. Auf dem freien Platze in der Mitte lagerten Nachts die Schafe und Ziegen, während Kameele und Kinder an der offenen Seite des Hufeisens angepflückt und von Sklaven, deren erbärmliche Hütten hier standen, bewacht wurden. In der Umgebung sah es traurig aus; bleichende Knochen bedeckten den Boden und Geier und Marabuts thaten sich an Kadavern gütlich. Die Viehsuche richtete auch hier ihre Verheerungen an. Trotzdem bestand die Herde immer noch aus über 1000 Stück Rindvieh, das der gewöhnlichen ostafrikanischen Zebu- rasse angehört.

Als die Reisenden am Moór ankamen, rannte die ganze Bevölkerung herbei, alle Hände streckten sich aus und von allen Lippen klang der Gruß: Eschma issi, „Gieb mir ein Geschenk“. Abdi wußte, daß ein Mitglied seines Stammes hier bei den Gares lagere, und führte den Reisenden alsbald in dessen Hütte. Als sie den Mattenvorhang öffneten, sahen sie den edlen Mude Zuffuf, der sich und die Bewohner mit den Révoil gestohlenen Provisionen traktirte. Der Bruder des Sultans kam aber durchaus nicht in Betracht und hatte sogar die Großmuth, den Reisenden in aller Form zur Theilnahme am Essen einzuladen.

Das Gurgi, welches so niedrig war, daß man darin

kaum aufrecht stehen konnte, bestand aus Rindshäuten, die über hölzerne Sprenkel gespannt waren; andere Häute bildeten den Boden und dienten der Familie als Lagerstatt. An den Wänden hingen Kalebassen mit Fett und anderen Nahrungsmitteln; von Mobilien war nichts zu sehen, als ein paar niedere Schemel. Die Milchkuh wurde vorgeführt; ein Kind hielt ihr ein Brett vor, über welches ein Stück Kalbshaut gespannt war, und während sie dieses leckte, ließ sie sich ruhig melken.

Mit der Milch ins Lager zurückkehrend, fand Révoil dasselbe von einer Menge Beduinen erfüllt, welche alle mit Frühstück wollten. Es war aber kaum noch für einen kleinen Theil der Karawane Geschirr vorhanden, und um das allgemeine Murren zu beschwichtigen, gab der Reisende schließlich sein eigenes Küchengeschirr her; er sah es dabei natürlich zum letzten Male.

Nach und nach wurde die Haltung der Beduinen etwas bedenklich; ihre Zahl wurde immer größer und schließlich lagerten einige hundert Männer um die Karawane herum. Es wurde nöthig, die im Moór zerstreuten Leute zusammen zu rufen, das Vieh zusammen zu treiben und mit den Waffen in der Hand die Rückkehr der nach Dazit gegangenen Gesandten abzuwarten. Sie kamen erst gegen Mittag zurück und was sie meldeten, war wenig tröstlich. Omar Zuffuf war natürlich nicht erschienen; fanatische Scheichs predigten in den Moscheen und erklärten jeden für einen Kasfr (Ungläubigen), der die Weißen geleiten würde. Die weniger fanatische Partei verlangte für die Passage eben so



viel, wie der Reisende an den Sultan von Gelidi gezahlt habe, und sie wußten ganz genau, wie viel das war. Dieselbe Forderung stellten aber auch Bur Heibi, Armedo, Beidana, kurz, alle auf der Route zu passirenden Dörfer.

Das waren keine günstige Aussichten. Der Abend nahte, die Haltung der Beduinen wurde immer drohender, noch war keine Nachricht vom Sultan da und sein Bruder entpuppte sich immer mehr als ein Feigling, der für seine eigene Haut fürchtete. Auch ein Theil der Eskorte verrieth nur zu deutlich, daß sie nur mitgezogen waren, um an der Plünderung theilzunehmen. Aber auch die Anderen gaben ihrer Ueberzeugung Ausdruck, daß die Karawane schon am Ende ihrer Reise angekommen sei, und verschwanden den Rest der Vorräthe so rasch wie möglich. Abdi dagegen

und besonders Eden Asseno, der Abgesandte von Gannane, mit zwei Elais erwiesen sich treu und hielten gute Wache.

Umsonst versuchten die Aeltesten, die Beduinen zum Abmarsche zu bewegen; sie blieben in der nächsten Nähe des Lagers und zündeten ihre Feuer an, noch ganz in der alten Weise, indem sie, wie unsere Abbildung zeigt, ein hartes Stück Holz auf einem weicheeren rasch herumrieben.

Gegen 3 Uhr Morgens kam der Overtameeltreiber mit ein paar Leuten aus Gelidi und brachte die definitive Nachricht, daß der Sultan nicht kommen werde; seine Familie lasse ihn nicht ziehen. Er habe übrigens einen Boten nach Dasit gesandt und werde auch ein paar Krieger zur Verstärkung der Karawane nachfolgen lassen.



Der Noór Warman.

Noch einmal entschlossen sich die Aeltesten, vier Abgeordnete nach Dasit zu schicken und mit dem Gesandten des Scheichs noch einmal den Weg der Güte zu versuchen. Révoil gab ihnen unbeschränkte Vollmacht und ließ mittlerweile das Lager zur Vertheidigung herrichten. Die Waarenballen wurden ladungsweise angeordnet, in ein Hufeisen gelegt, dessen Inneres außer den Franzosen nur Mude Zuffuf betreten durfte; ein paar Absäch bewachten den Eingang und ringsum lagerten die verschiedenen Clans der Eskorte mit ihren Kameelen. Diese sind in solchen Fällen die zuverlässigsten Schildwachen, denn beim geringsten verdächtigen Geräusche halten sie mit dem geräuschvollen Wiederkänen inne, recken die Hälse und blasen die Rüstern auf; beobachtet man sie einigermassen aufmerksam, so kann

sich weder ein Feind noch ein wildes Thier unbemerkt dem Lager nähern.

Die Lage wurde immer unhaltbarer; die Vorräthe waren vergeudet, in Warman war keinerlei Getreide zu haben, man konnte unmöglich länger bleiben. Die Beduinen drohten mit einem Angriffe, wenn ihnen nicht sofort 500 Pfaster oder zehn Ballen Kleiderstoff übergeben würden. Schon sprach man von einem schleunigen Rückzuge nach Gelidi, ohne die Rückkehr der Parlamentäre abzuwarten; da trafen etwa 30 Gelidis als Verstärkung ein, geführt von zwei nahen Verwandten von Abdi Abdikero. Sie brachten ein zurückgelassenes Kameel, die Arzneikiste und einen der gestohlenen Ballen, sowie die erfreuliche Nachricht, daß den Leuten von el-Node eine exemplarische Strafe zu-

distirt sei. Aber die Ermuthigung dauerte nicht lange; immer offener erhob die meuterische Partei innerhalb der Eskorte ihr Haupt, und Drohungen gegen das Leben der Reisenden wurden offen ausgesprochen.

Wieder brach die Nacht herein; die beiden Franzosen waren, von ihren wenigen Getreuen bewacht, zum ersten Male fest eingeschlafen, da weckte sie ein Alarmruf und Alles eilte zu den Waffen. Aber es war kein Feind zu sehen und allmählich beruhigte man sich wieder. Erst am Morgen erfuhren sie, in welcher Gefahr sie geschwebt hatten. Abdi und Abu Idu hatten die Wache und lagen nach Somaliweise anscheinend schlafend neben den Ballen, das Haupt mit dem Burmus verhüllt, als sie vier nackte Gestalten, drei Wadan und einen Murfude, an die Reisenden heranschleichen sahen. Schon hatten sie dieselben erreicht und einer hob eben den Dolch gegen Julian, als Abdi aufsprang und den

Alarmruf ausstieß. Die Mörder sprangen zurück und waren im Nu unter den alarmirten Kriegern verschwunden. Sie blieben ungestraft, obwohl man sehr wohl wußte, wer sie gewesen, und Révoil mußte sich darauf gefaßt machen, daß das mißlungene Attentat sich bei der ersten Gelegenheit wiederholen würde.

Die Lage war im höchsten Grade kritisch. Noch einmal kam eine Verstärkung von Gelidi mit der Aufforderung vom Sultan, um jeden Preis nach Dasit vorzudringen und ihn dort zu erwarten. Aber das war leichter gesagt als gethan den drohenden Gares gegenüber und angesichts der Meuterei in der eigenen Eskorte. Trotz der beiden Verstärkungen zählte die Karawane nur 70 Mann, der Rest war desertirt und außer den wenigen Getreuen waren fast nur diejenigen zurück geblieben, welche auf die Plünderung der Karawane spekulirten. Die Getreuen scharten sich um



Wie man in Warman die Kühe melkt.

den Reisenden; es waren Alles in Allem 16, und nur die Furcht vor den Hinterladern der Europäer gewährte noch einigen Schutz.

Aber nun rückten gegen 80 Gares in guter Ordnung heran, geführt von einem Fanatiker, der in einer Hand den Koran, in der anderen Bogen und Pfeil hielt. Der Kampf schien unvermeidlich, da sprang Révoil über die Ballen und ging unbewaffnet den Feinden entgegen. Seine Kaltblütigkeit imponirte ihnen und sie erklärten ihm offen, nicht ihm gelte die feindliche Haltung, sondern den Leuten aus Gelidi, welche seine sämmtlichen Reichthümer für sich allein rauben wollten. Wieder begannen Verhandlungen, an denen auch ein paar Leute aus dem ganz nahen Dasit theilnahmen. Endlich einigte man sich dahin, daß der Reisende bei seiner Ankunft am Thore von Dasit zehn Ballen Zeug erlegen sollte, von denen die Gares die Hälfte zu beanspruchen

hätten. Aber die Alten theilten Révoil sofort im Vertrauen mit, daß sie den Vertrag nur abgeschlossen hätten, um die Beduinen aus der Nähe des Lagers wegzuschaffen und die Flucht zu ermöglichen; von einem Weitermarsche könne keine Rede sein, aber auch die Eskorte dürfe erst im Momente des Ausbruches das Ziel erfahren, da sie entschlossen sei, den Reisenden unmittelbar vor Dasit zu tödten und alles zu plündern. Strengstes Geheimmiß sei das einzige Mittel, sein Leben zu retten.

Also wurden alle Anstalten zum Uebernachten getroffen, aber um 10 Uhr gab Nâr Ali, der Älteste der Somalis, plötzlich den Befehl, die Kameele zu beladen, die Karawane wurde formirt, so gut es ging, und dann erst wurde der Rückmarsch nach Gelidi verübt. Die Leute murrten, aber man ließ ihnen keine Zeit zum Ueberlegen. Omar Zuffus hat es befohlen, damit mußten sie sich begnügen, die

Alten zogen selbst die Kameele fort und der Fluchtmarsch begann. Révoil mit seinen wenigen Treuen folgte in einiger Entfernung. Es war ein trauriger Marsch durch die Nacht und das Dickicht; nur große Eile konnte retten, wenn die Beduinen etwas merkten, war die Karawane verloren. Wo ein Lastthier stürzte oder ein Ballen herabfiel, warfen sich die Somalis wie die Geier darüber her und entflohen mit der Ladung ins Dickicht; Belgab wurde erreicht, aber noch war die Gefahr nicht überstanden; trotz ihrer Erschöpfung mußten sich die Reisenden weiter schleppen bis Lafo Galla. Dort hielt der Rest der Eskorte an und verlangte stürmisch Bezahlung, da sie von Dmar Jussuf doch nichts bekommen würde, und Révoil mußte sich für ihre Bezahlung verbürgen.

Nach zwölfstündigem Marsche war Gelidi wieder erreicht; nur ein paar Araber beglückwünschten die Heimkehrenden und betrübten Herzens sammelte der Reisende die traurigen Ueberreste seiner Ausrüstung in seiner alten Wohnung, in welche er sich einschloß. Draußen heulte die Menge, die Knaben bombardirten das Haus mit Steinen,

aber schließlich stürzte des Sultans Lieblingsfrau wie eine Furie aus ihrer Hütte und hieb mit einem langen Rohre so unbarmherzig auf die Menge ein, daß es ihr gelang, den Platz zu säubern und Ruhe zu schaffen.

Dmar Jussuf war offenbar überrascht, die Reisenden wieder lebendig zu sehen, aber er traf alsbald die nöthigen Anstalten, um sich Said Bargasch gegenüber zu rechtfertigen, versprach, die Dazit für die Mißachtung seiner Autorität durch Sperrung des Weges zur Küste zu strafen und schlug schließlich vor, Révoil solle allein, mit nur einem Kameele und zehn auserwählten Leuten als Eskorte nach dem Dschub aufbrechen. Aber ein schwerer Fieberanfall bewies, daß Révoil's Kräfte erschöpft seien, und er sah wohl ein, daß ein neuer Versuch doch nur zu neuen Verlusten führen werde. Zwei Tage lag er im furchtbarsten Delirium und die Somali umtanzten seine Wohnung mit dem Freudenrufe: „Kukufa Hakim“, „der Doktor stirbt“. Aber seine gute Natur rettete ihn und er erholte sich rasch zur Freude des getreuen Julian, den ein Ohrrabsceß während dieser Zeit beinahe rasend machte. Es galt, die Trümmer der Ausrüstung



Feuererzeugung durch Reiben zweier Hölzer.

zu retten und selbst mit heiler Haut nach Mogduschu zurück zu kommen, und dazu boten Abdi und Kassadi, die sich treu erwiesen, ihre Dienste an. Ganz unter der Hand wurde, wie sich Gelegenheit bot, eine Kameelladung nach der anderen zur Küste zurück spedirt, ohne daß die räuberischen Beduinen von Lafole es merkten. Dmar Jussuf sah die Beute seinen Händen entgleiten, ohne daß er es hindern konnte; er und seine Frau, die früher so freundlich gegen die Reisenden gewesen, suchten zu erbetteln, was noch zu erhalten war, und die anderen Besucher stahlen, was sie konnten. Der Sultan verlangte unbedingt eine schriftliche Erklärung, daß Révoil seine letzten Vorschläge zurückgewiesen, und wollte ihm eine Eskorte von 150 Mann mitgeben, aber der Reisende hatte nicht Lust, das abzuwarten und entschloß sich zur heimlichen Flucht, auf der ihn nur Abdi Abdikero und Ali Hamed, sowie Shuma und ein Sklave begleiten sollten.

Am 10. December vereinigte er sich Abends mit Julian und seinen Getreuen im Hause des Arabers Kassadi und brach auf, von einigen Freunden bis über Afgoi hinaus

begleitet, er selbst in Somalitracht mit Schild und Lanze, Julian im arabischen Burnus. Es hieß eilen, denn ein Sklave aus el-Node hatte sie gesehen und drohte, seinen Clan zu ihrer Verfolgung zu wecken. Nach zwei Stunden war die gefährlichste Stelle, das Lager der Lafole, erreicht, aber es gelang, unbemerkt vorüber zu kommen; auch verschiedene Lager der Abgal und Mursude wurden glücklich passiert, und als der Morgen graute, lag Mogduschu vor den Geretteten, und das Haus unter den Palmen, das sie früher beherbergt, nahm sie wieder auf. Das Leben war gerettet, aber der Reiseplan trotz der aufgewandten großen Mittel völlig gescheitert; daß an eine Wiedererlangung der von Dmar Jussuf erpreßten Summen nicht zu denken sei, davon mußten sie sich bald überzeugen.

Um sich einigermaßen zu zerstreuen, ging Révoil alsbald wieder an die gründliche Erforschung der Umgebung von Mogduschu, welche des Interessanten noch gar viel bot. Das Hamburger Schiff „Heros“ ankerte gerade auf der Rhede und bot eine bequeme Gelegenheit zur Verschiffung der Sammlungen. Die Exkursionen durften freilich nicht

allzuweit ausgedehnt werden, denn wie gering die Autorität des Gouverneurs war, sollte sich bald zeigen. Ein Soldat, Mansur mit Namen, war dicht am Thore von vier Abgals, die ihn als Sklaven ins Innere schleppen wollten, angefallen worden und hatte, obschon nur mit einem alten Säbel bewaffnet, zwei seiner Angreifer zusammengehauen; darauf erhoben sich die Beduinen und der arme Mansur wurde für seine Tapferkeit in Ketten gelegt und die Abgals erhielten nach einer siebentägigen Blockade 250 Piaster Entschädigung. Saïd Bargasch, der Sultan von Zanzibar, ist eben in erster Linie Kaufmann und will den Frieden aufrecht erhalten wissen um jeden Preis. Auch bei einer Streitigkeit zwischen den beiden Quartieren der Stadt, die

aus einer Kinderräuferei entstand und zu einer förmlichen Schlacht führte, zeigte der Gouverneur sich kläglich schwach, und so beschränkte Révoil seine Arbeiten auf die nächste Umgebung der Stadt.

Ganz besonders beschäftigte ihn die Erforschung des Bodens der alten Stadt, welche der neuen als Steinbruch dient. Gegen ein Trinkgeld brachten ihm die dort beschäftigten Sklaven, was sie von alten Nesten fanden, und es gelang ihm, eine hübsche Sammlung von Töpferwaaren, farbigen Gläsern, Bronzen und dergleichen zusammen zu bringen. Auch ein indisches Götzenbild fand sich und ein leider zerbrochener Wasserkrug aus grüner Fayence, der ähnlich, welche man heute noch als Zeitun und Zavaï



In Mogdishu gefundene Armbänder, Geschirre, Lampen u. s. w.

im Somalilande kennt. Auch einige chinesische Sapfen fanden sich und setzten Révoil in nicht geringes Erstaunen; er erfuhr aber später, daß Dr. Kirk in Zanzibar eine ganze Kollektion ähnlicher besitze, die sämmtlich in Monfia bei Niloa gefunden wurden. Eine alte Verbindung mit China, allerdings wahrscheinlich durch Araber vermittelt, ist somit außer Zweifel. Die Gegenstände kamen mit Hilfe des „Heros“ glücklich nach Europa, und die beistehenden Zeichnungen von ihnen sind in Paris angefertigt.

Von dem früheren Glanze von Mogdishu zeugen außer dem Berichte des Ibn Batuta über seinen Empfang bei dem damaligen Sultan Abu Bekr ibn Abdallah ein paar vom Sande überwehte Mausoleen in den Hügeln von Bet

Fräs, von denen eines das Datum 645 der Hedschra trägt, also aus der Zeit des großen Fekker-Eddin stammt, dem die Erbauung der großen Moschee zu danken ist, deren Mihrab (Gebetnische) das Datum des April 1269 unserer Zeitrechnung trägt. Von den Gebräuchen, die Ibn Batuta schildert, hat sich noch Manches erhalten; die Stadt aber, die bis nach Canton hin Handel trieb, ist verweht und von den Gräbern, die zum Theil wundervolle, altarabische Arbeit zeigen, weiß Niemand mehr, welchen Heiligen oder Scheich sie bergen.

Die Bewohner von Mogdishu zeigten sich noch freundlicher, wie früher und waren stolz darauf, die Ungastlichkeit der Somalis von Gelsidi wieder gut zu machen. Habisch

Ali wagte es nicht, sich wieder in der Stadt zu zeigen, und der Scheich Aues hatte sich in die Sanya von Brawa zurückgezogen. Von seinen Freunden im Quartier Hamarwin konnte jetzt der Reisende die genaueste Auskunft



Reste von Gräbern auf den Hügeln von Bet-Fras. (Nach einer Photographie.)

über die gegen ihn gesponnenen Machinationen erhalten und sich überzeugen, daß nur die Nähe von Mogduschu sein Leben in Gelidi beschützt hatte, und daß er sicher verloren gewesen wäre, wenn er seine Reise noch einen oder



Höhlen von Mogduschu. (Nach einer Photographie.)

zwei Tagemärsche weiter ins Innere fortgesetzt hätte. Die Hekereien hatten auch durchaus noch nicht aufgehört, und er mußte einsehen, daß ein neues Unternehmen ihn dem sicheren Tode entgegenführen werde.

Die Samojeden.

Von de Dobbeler.

IV. (Schluß.)

Etwas der Taufe Aehnliches haben die Samojeden nicht. Ihre Frauen kaufen sie von deren Eltern und geben dafür einige Renthiere bis zu vielen Hunderten; in der Regel haben sie eine Frau, nur die Wohlhabenderen haben mehrere. Ist ein Samojede sehr krank, so kommt der Schamane mit der Trommel; einestheils wird durch das Trommeln der Teufel gebannt, anderentheils bittet während desselben der Schamane Gott, daß er den Kranken gesund machen möge. Gott sagt dann durch den Schamanen, sie möchten Renthiere, Fische oder andere Dinge weihen; wird der Kranke gesund, so hat Gott die Gabe gnädig aufgenommen, stirbt derselbe, so ist es die Schuld des Teufels. Die Leiche muß drei Tage unter einem Schlitten liegen und wird dann beigefügt; es wird dabei zum Teufel gesagt: „Hier, nimm nun Alles und friß es.“ Da der Boden während des langen Winters hart gefroren ist und auch im Sommer die Erde theilweise nur 2½ Fuß tief aufthaut, so machen die Samojeden ein etwa 8 Fuß langes, 4 bis 4½ Fuß breites und 2 bis 2½ Fuß hohes Todtenlager, von ihnen tinn genannt, aus Baumstämmen und Brettern. Im Inneren, auf dem Boden desselben, liegen quer ½ Fuß starke, kurze Holzstämme, auf denselben Bretter und hierauf ruht, mit Birkenrinde bedeckt, der Todte. Die Seitenwände sind von behauenen Baumstämmen gemacht, welche die das Todtenlager am Kopf- und Fußende schließenden starken Bretter halten. Bedeckt wird dasselbe mit 8 Fuß langen und ½ Fuß starken unbehauenen Baumstämmen. Etwa 6 Fuß hohe, aufrecht stehende starke Stangen sind unmittelbar an dem Todtenlager angebracht, gewöhnlich drei auf jeder Seite. Je zwei sich gegenüber stehende Stangen sind an der Spitze durch Querhölzer verbunden; sie dienen einestheils dazu, um dem tinn eine größere Festigkeit zu geben, anderentheils werden an denselben die Schädel der Renthiere aufgehängt, welche die Verwandten des Todten zu seinem Andenken schlachten. Beim Todtenlager, zu den Füßen des Todten, steht ein eiserner Kessel, in der Nähe desselben ein Schlitten. An denjenigen Orten, wo sich Samojeden längere Zeit aufhalten, wie an den Mündungen des Taß und Purr, giebt es Bestattungsplätze, welche fast immer auf Anhöhen liegen. In der Nähe russischer Niederlassungen müssen die Todtenlager im Sommer mit Erde bedeckt werden.

Die Samojeden sagen, mit dem Tode sei Alles vorbei; an eine Auferstehung irgend einer Art glauben sie nicht. Indes möchte ich bemerken, daß früher vielleicht eine entgegengesetzte Ansicht bei ihnen geherrscht hat; denn in welcher Idee beruht der Ursprung ihrer Sitte, auf oder neben das Todtenlager einen Schlitten, einen Kessel oder andere zum Leben nothwendige Dinge zu legen, welche allerdings vorher unbrauchbar gemacht werden?

Wie erwähnt, liegt die Leiche vor der Bestattung drei Tage unter einem Schlitten. In diesen drei Tagen wird aus Fellen, besonders aber aus Tuch, eine etwa 50 cm hohe Puppe gemacht; dieselbe wird dann behandelt wie früher der Todte, im Zelte derselben Essen vorgesetzt u., sie wird in einem hierfür bestimmten kleinen Schlitten, wenn ein

Mann gestorben war, vier Jahre lang, wenn eine Frau gestorben war, drei Jahre bei allen Wanderungen mitgeführt und nach Verlauf dieser Zeit zur Leiche gelegt.

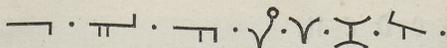
So lange Verwandte eines Gestorbenen leben, fahren diese jedes Jahr nach dem Orte, wo derselbe ruht, schlachten dort ein Renthier und verzehren es zum Andenken an den Todten; arme Samojeden verspeisen dort Fische. Es unterbleibt dieses nur, wenn sie zu weit entfernt sind.

Für die Frauen, nicht für die Männer giebt es einige Verbote. Frauen und Mädchen dürfen während der Regel nicht über eine am Boden liegende Schnur gehen, sondern müssen die Schnur entweder über den Kopf heben oder darum hinweggehen; auch dürfen sie dann nicht auf einen Schlitten, ein erhöht liegendes Brett u. steigen. Hecht, Stör und Duappe dürfen die Frauen im Sommer nicht essen und auch nicht berühren, im Winter dagegen hört dieses Verbot auf. Ebenso dürfen die Frauen während der Regel überhaupt keine Fische essen. Haben sie aus Unvorsichtigkeit oder aus einem anderen Grunde gegen solche Verbote gehandelt, so sind sie sschabma, d. h. unrein geworden und müssen Räucherungen mit einem Pulver vornehmen, welches vom Biber gewonnen sein soll. Ob diese Verbote, deren es noch mehrere giebt, aus Gesundheitsrückichten gegeben wurden oder dem Aberglauben zuzuschreiben sind, vermag ich nicht zu entscheiden; wahrscheinlich ist ihr Ursprung sowohl in jenen, wie in diesem begründet.

Wenn, zwar mit kolossaler Uebertreibung, gesagt wird, daß die Feuerländer in Südamerika nur das eine Wort pescherah haben und sich mit diesem Worte unter einander verständigen, so erscheint es auch demjenigen, welcher zum ersten Male mit den Samojeden verkehrt, daß sie nur ssawo, woiwo und handam sagen, und er kommt deshalb leicht auf den Gedanken, ein in dieser Beziehung den Feuerländern ähnliches Volk vor sich zu haben. Diese Ansicht ändert sich aber, wenn man sich einige Zeit mit der samojedischen Sprache beschäftigt; man bemerkt dann, daß dieselbe nicht allein keinen geringen Wortreichthum, sondern auch eine nicht wenig complicirte Grammatik besitzt; um so überraschender, wenn man die Kulturstufe und die nordische Heimath des Volkes in Betracht zieht. Es mögen hier ein paar Worte und Beispiele folgen:

Mau der Aft; wóje das Blut; tau das Feuer; too der Flügel; too der See; ihá der Fluß; lá der Knochen; já das Land, die Erde; jérú der Mond; hater die Sonne; ii das Wasser; pii die Nacht. Ich sehe mann manniéo; du siehst puddre mannijerr; er sieht pudde mannijerde u. Ich sah mann manneus u. Ich werde sehen man mantam u. Das Renthier tûú. Der Kopf des Renthieres tûúoneiwo. (Der Kopf eiwo.) Das Moos ist dem Renthiere gut njada tûúin ssawwa. Ich schlage das Renthier mann tûúem hadangu. Mein Renthier mann tûúni; dein Renthier puddre tûúrd; sein Renthier pudde tûúdü u. 1 oppoi; 2 s schiddi; 3 naherr; 4 ti att; 5 ssámbelank; 6 matth; 7 ssi u; 8 sséttnjet; 9 hassaóju; 10 lássaju; 122 jürr kaddejangini

näherrjuntutus schiddi. Wie schon erwähnt, schreiben die Samojuden nicht, aber jeder Samojud hat sein Zeichen, welches allen Uebrigen mehr oder weniger bekannt ist; z. B.:



Mit diesen und ähnlichen Zeichen unterschreiben und zeichnen sie ihre Sachen, besonders ihre Renthiere. Wenn das Zeichnen der letzteren im Frühjahr geschieht und sie in der Form des Zeichens die Haare entfernen, so werden die neuwachsenden Haare beim hellfarbigen Renthiere dunkel, beim dunkelfarbigen dagegen hell und weiß.

Die Samojuden begrüßen sich zu jeder Tageszeit mit dem Worte „ándorro“, in der Regel unterbleibt aber die Begrüßung; häufiger sagen sie beim Scheiden „lákombóí ssójudi“, d. h. etwa: „Lebewohl, in kurzer Zeit ein Wiedersehen.“ Nach dem Essen bei einem Freunde oder Bekannten sagen sie „maleju“, d. h. ich bin satt. Ein Wort, um den Dank auszudrücken, haben sie nicht, wenn nicht das Wort maleju dafür gelten kann, denn da die Gastfreundschaft sehr gepflegt wird, so kann der Gast dem Gastgeber keine größere Anerkennung zollen, als daß er ihn versichert, er sei gesättigt. Beim Antreiben der Renthiere rufen die Samojuden ei, ei, ei, sss, das ei, ei, ei kurz und stark aus der Brust hervorstoßend. Doch habe ich auch, wenigstens von einem Ostjaken, unser norddeutsches hü gehört.

Die Samojuden haben keine Familiennamen, sondern nur Eigennamen und nennen, wenn sie der russischen Regierung einen Familiennamen angeben müssen, ihren Geburtsort oder denjenigen Ort, wo sie sich im Jahre längere Zeit aufhalten. Männernamen sind: Génuu, Jerro, Wessená, Tahana, Attilo, Judi; Mädchenamen: Heíju, Ssáda, Adju, Maíssini, Anini, Neíemoni. Mit der Verheirathung verlieren die Mädchen ihre Namen. Hat ein Mann mehrere Frauen, so heißt die älteste Pjudi, die zweite, dritte Tati; des Sohnes Weib heißt Mejaku.

Die Geographie und die Völkerkunde der Samojuden beschränkt sich auf ihr eigenes Land, welches aber jeder einzelne sehr genau kennt, und auf Kenntniß der umwohnenden Völker. Sie nennen sich selbst Hassáúwo, ihr Land Mannejau, d. h. unser Land oder Hasséáuja; die Russen Lúzze, deren Land Luzzēja; die Ostjaken Habbi, deren Land Habbéija; die Syranen Nösséma, deren Land Nössémoja; die Kápinen (mit den Wogulen verwandte Ostjaken) Ssítí, deren Land Ssítíja; die Ramenen (westlich vom Ob wohnende Samojuden) Paíkássáúwo. Alle diejenigen, welche sie nicht in diese Völker einreihen können, nennen sie Jennsse, d. h. vom Jenissei.

Die Verfassung der Samojuden, so weit davon zu sprechen und so weit sie noch ursprünglich ist, beruht auf patriarchalischen Grundsätzen. Der älteste in der Familie ist deren Haupt; der Wohlhabendere und deshalb Mächtigere hat, wie überall, einen größeren Einfluß, doch sucht er sich mit den Aermern gut zu stellen. Früher und auch jetzt noch hin und wieder übten sie ihre eigene Justiz; der Mörder wurde an dem Orte, wo er die That begangen, wieder erstochen oder ins Wasser geworfen. Indessen müssen sie jetzt größere Verbrecher der russischen Regierung abliefern, sowie auch von größeren Unglücksfällen Anzeige machen. Die Samojuden müssen ihre Gemeinde- oder Stammesvorsteher und deren Vorgesetzten, den Starschina, selbst wählen. Die Stelle der letzteren vertrat früher der Ostjakenfürst. Der Starschina schlichtet die meisten Handel unter den Samojuden. Er muß durch die Gemeinde- oder Stammesvorsteher (Starosten) die Abgaben sammeln lassen

und der Regierung in Obdorsk abliefern, sowie auch von den Geburten und Sterbefällen Anzeige machen. Zum Militärdienst sind die Samojuden nicht verpflichtet.

Geschichtliche Traditionen, Sagen und Märchen konnte ich nicht von den Samojuden erfahren; jedenfalls waren sie eines der wildesten, aber auch unglücklichsten Völker des Nordens. Die Russen nannten und nennen sie Samojuden, d. h. diejenigen, welche sich selbst essen, und noch vor einigen Jahren sollen sie während einer Hungersnoth ihre eigenen Kinder gegessen haben. Sie selbst nennen sich Hassáúwo, d. h. diejenigen, für welche der Tod gut ist. Die älteren Leute wissen sich noch zu erinnern, daß die Samojuden in Banden von 50 bis 100 Mann, gut mit Bogen und Pfeil bewaffnet, die umwohnenden Völker, besonders wenn diese beim Fischfange beschäftigt waren, überfielen und ihnen, wenn sie sich vertheidigten, alles, wenn sie sich nicht vertheidigten, nur die besten Fische fortnahmen.

Entgegengesetzt lauten die Schilderungen, welche man in jetziger Zeit hört und welche mir die mit ihnen verkehrenden Ausländer und die gebildeteren Russen von ihnen machten. Sie nannten sie ein harmloses, gutmüthiges Volk und lobten ihre Achtung vor fremdem Eigenthume, welche ich auch selbst mehrfach zu beobachten Gelegenheit hatte. Wenn sie noch unverdorben sind, so werden die Samojuden nie das Eigenthum eines Anderen berühren. Die mit Sachen beladenen Schlitten stehen auf Bergen, während die Eigenthümer meilenweit entfernt sind; die russischen Kaufleute lassen ihre Waaren ebenso unter freiem Himmel liegen, und Niemand wird auch nur eine Kleinigkeit davon nehmen. Selbst ihre Sucht nach Branntwein, durch welchen sie sich oft, wenn sie ihn durch Handel erhalten können, vernichten, kann sie nicht verleiten, die Sachen und das Eigenthum Anderer zu durchsuchen. Wahrscheinlich hielten sie diese strengen Rechtheitsgrundsätze in früheren Zeiten nur unter sich, während sie allen übrigen Völkern den Krieg erklärt hatten.

An Geschicklichkeit im Anfertigen von hübschen Gegenständen sind die umwohnenden Völker, wie die viel unter ihnen lebenden Ostjaken, den Samojuden überlegen, an Klugheit im Handel besonders aber die Syranen; die Samojuden sind Hirten, Jäger und Fischer. Trotz ihres im Allgemeinen phlegmatischen Temperamentes und ihrer auffallenden Ruhe sind sie Freunde von körperlichen Übungen. Auf den Flüssen rudern sie gern um die Wette, sie ringen und spielen gern. So z. B. bekleidet ein Samojud seinen Leib oder auch nur seinen Kopf mit einer Thierhaut und kriecht auf allen Vieren herum, indem er die Bewegungen des betreffenden Thieres nachahmt; ein anderer schleicht vorsichtig hinterher, legt mit einem Bogen auf ihn an und schießt, natürlich ohne ihm zu schaden; der das wilde Renthier, den Wolf oder den Bären vorstellende Mann bricht zusammen, zuckt wie ein erlegtes Wild und bleibt scheinbar todt liegen. Die Zuschauer belustigen sich aufs beste bei einer solchen Vorstellung, lachen und rufen ihr ssaúwa! ssaúwa! d. h. gut! gut! Die Samojuden haben keine bestimmten Lieder, sondern sie besingen alles, was ihnen gerade auffällt, wie z. B. irgend etwas Erlebtes oder irgend eine Person; der Gesang ist sehr einförmig, eine Melodie wird man schwer erkennen können und es müssen mehr die Worte und der Sinn des Liedes sein, was auf die Zuhörer wirkt.

Einige Hirten bringen es zu bedeutender Wohlhabenheit, sie besitzen viele Tausende von Renthiere, schöne Felle und Geld; keinem dieser Wohlhabenden fällt es aber ein, in einer Stadt zu wohnen oder sich ein Haus zu bauen, sondern sie leben, wie ihre Väter, in Zelten und müssen so

leben, weil sie zum fortwährenden Wandern gezwungen sind. Aber sie machen wohl eine Reise nach Petersburg, um den Kaiser zu sehen. Einer derselben fuhr ganz bis Petersburg mit Kenthieren. In der letzten Zeit meines Aufenthaltes am Taß-Busen sah ich etwa fünf der wohlhabendsten Samojeden; diese haben ein mehr würdevolles Benehmen, sind auch höflicher als die übrigen. Sie machten bei der Begrüßung regelmäßig eine Verbeugung, während alle übrigen Samojeden nur vor ihrem Fürsten und vor ihrem Starschina sich verneigten. Einer derselben, welcher gut Russisch sprechen, lesen und schreiben konnte, wollte gerade in dieser Zeit mit seinem Bruder eine Reise nach Petersburg machen; er wollte aber Post und Eisenbahn benutzen und nicht mit Kenthieren den ganzen Weg zurücklegen. Da sie reich an schönen Fellen, besonders schwarzen Fuchsfellen sind, so bringen sie solche dem Kaiser und erhalten entsprechende Gegengeschenke.

Die Gegend an der Mündung des Taß und Purr war ein Hauptversammlungsplatz der Samojeden, und deshalb boten sich mir einige sehr interessante und hübsche Bilder, besonders in der Zeit, als die Kenthiere aus dem Norden zurückgekehrt und die meisten Samojeden dort versammelt waren, um sich zu ihrer Wanderung nach dem Süden vorzubereiten. Ich sah große Züge von Kenthieren auf den Eisflächen des Taß und Purr vorüberkommen. Den von Kenthieren gezogenen Schlitten mit Frauen und Kindern, Zelten und anderen Sachen folgten Kenthierherden, welche die Samojeden, den Lasso in der Hand und ihr ei, ei, sss rufend, im leichten Mämerschlitten umfuhren. So plötzlich, wie diese schönen Bilder erschienen, so rasch verschwanden sie auch wieder.

Von meiner ersten Fahrt mit Kenthieren zurückkehrend, verweilte ich einige Stunden bei den Zelten des Starschina. Diese waren am Ufer des Taß gelegen, vor denselben, auf dem Eise des Flusses, standen gegen 100 Schlitten aller Art, beladene und unbeladene; ein paar dieser Schlitten

waren sehr hübsch geschmückt und bequem eingerichtet, rings um den Sitzplatz und vor demselben war das Holz mit gelben Lederbändern umwunden, welche franzenartig herabhängten, im Inneren lagen Kisten mit Ueberzügen von rothem Tuche. Samojeden mit ihren Kenthieren und Hunden waren in Menge versammelt, aber keine Frauen unter ihnen. Der Starschina, ein mittelgroßer, kräftiger Mann, den die Würde seines Amtes gut kleidete, war von einigen der einflussreichsten Samojeden umgeben. Die vor den Zelten Versammelten hatten Klagen und Fragen vorzubringen und nachdem der Starschina diese angehört hatte, ging er mit den ihn begleitenden Männern zurück, um sich zu berathen. Als er nach einiger Zeit wiederkam, entwickelte er bei seinen Urtheilen und Antworten entschiedenes Rednertalent, welches ich einestheils an der Betonung und der Art und Weise seines Sprechens, anderentheils an dem Eindrücke, welchen er auf die Zuhörer machte, bemerken konnte. Da noch keine strenge Kälte herrschte, so trugen die Samojeden nur den Malz mit der hübschen Parka oder den verschiedenfarbigen Tuchüberzügen. Durch diese Trachten bekam das ganze Bild einen eigenthümlich wilden Charakter, welcher aber sehr gemildert wurde durch die Ordnung, mit welcher die Klagen und Vertheidigungen vorgebracht wurden, und die Ruhe, mit welcher die Urtheile hingenommen wurden.

Nach Beendigung dieses Samojedengerichtes wurde die Rückfahrt fortgesetzt; wir passirten eine mit Zwergsträuchern bewachsene Hochebene; die Spitzen der Sträucher ragten noch aus dem Schnee hervor und färbten die Fläche mattgrau; in einem Thale standen Samojedenzelte, eine weibende Kenthierherde befand sich in deren Nähe. Spät Abends erreichten wir den Purr, die hohen, mit Schnee bedeckten Ufer desselben waren vom Monde beleuchtet; noch kurze Zeit auf dem Eise des Purr dahinfahrend, und die Faktorei mit den Blockhäusern und dem Waarenschiffe lag vor uns. Kälte, wilde, aber doch so wunderschöne Bilder!

Si Adji panurat und Si Adji pamasa.

Ein Batakisches Märchen.

Von W. Ködding.

II. (Schluß.)

Was nun den Adji pamasa betrifft, so war der weiter gewandert auf dem Beguwege, fand aber den redenden Vogel nicht. Als er nun so dahin ging, fand er Rosenäpfel, von Begus gepflanzt. Die Bäume hingen voll der Früchte, und unter ihnen war die Erde damit bedeckt. Da ward sein Herz froh, denn er war hungrig. Er nahm von den unten liegenden, da rief: „die nicht: nimm von denen, die oben sind, die sind besser.“ So stieg er hinauf und wollte pflücken, da rief: „die nicht! nimm von denen, die unten liegen, die sind besser.“ „O Mutter! das ist nun wieder mein Loos. Stets das Entgegengesetzte sagt; es ist ein Begu.“ So sprach er in seinem Inneren und ging weiter. Da fand er zwei Brunnen, einen mit hellem, den anderen mit trübem Wasser. Er gedachte zu trinken und schöpfte aus dem hellen Brunnen. Aber siehe, das Wasser war trübe. Er sah nach dem anderen, das Wasser

war hell. So schöpfte er da, aber plötzlich war dies trübe und das andere hell. So ging er siebenmal hin und her, immer trat das trübe Wasser an die Stelle des hellen. Nun ward ihm Angst und er verließ die Brunnen. Da fand er einen Büffel auf fetter Weide, aber der Büffel war mager; weiterhin sah er einen Büffel auf dürrer, steinigter Weide, und der war fett. „Nun, das sind mir Hundebüffel! der auf fetter Weide ist mager und der, welcher die Steine beleckt, ist fett, Büffel der Begus sinds, scheint.“ So sprach er bei sich selbst. Weiter wandernd kam er auf einen hohen Berg. Da sah er einen großen Banianbaum, unter dem es lichte und aufgeräumt war. Hier will ich übernachten, dachte er. Plötzlich ließ sich ein Eber hören: „Wer bist du, dessen Füße ich rascheln höre unter der Baniane? ob ich dich verderbe, ob ich dich verschlinge, ob ich dich freße!“ „O Großväterchen, dich bins. Meinst du

mich fressen zu müssen, dann mach nur schnell, dann brauch ich dies Ungemach nicht länger zu dulden.“ „Wunder! das klingt ja wie deine Stimme, Abji pamasa; sag, was treibt dich her in diese Gefilde?“ „O, mein Fürst! ich suche den redenden Vogel, was denkst du, werde ich ihn wohl noch finden?“ „Getrost, Väterchen, du wirst ihn finden.“ Bald darauf begegnete er einem großen Bären, der sprach: „Wie kommst du hierher, mein Fürst?“ „Großväterchen, ich suche den redenden Vogel; was dünkt dich, werde ich ihn wohl finden?“ „Getrost, Abji pamasa, du wirst ihn finden.“ „Gut, Großvater, aber bitte, unterrichte mich erst in der Kunst des Bangemachens.“ Also unterrichtete ihn der Bär. Bald darauf begegnete ihm ein großer Affe, der unterrichtete ihn in seiner Kletterkunst. Dann traf er eine große giftige Schlange, die unterrichtete ihn in den schädlichen (heißen) Giften. Hierauf begegnete ihm ein großer Tiger, pongpang bala saribu (der Tausende aufhält), der stellte sich zuerst grümmig wie der Oberlehrer ihn dann aber die Kunst des Springens, des Schwerttanzes und der Staunen und Verwirrung erregenden Rede. Endlich war er oben auf der Spitze des Berges angekommen. Da sah er die Hütte einer Göttertochter, der himmlischen Prinzessin Panuhati (Messerin) oder Panimbangi (Wägerin), welche den Ddem der Menschen abmaß. Er sah sie immerzu messen und hörte sie zählen: eins, zwei, zehn; aber er sah nichts von dem, was sie gemessen. Da redete sie ihn an: „Nun, Abji pamasa, was führt dich her in unsere Gefilde?“ „O, Großmütterchen, ich suche den redenden Vogel und kann ihn nicht finden; was dünkt dich, wird er mir noch werden?“ „Aber es giebt hier einen solchen Vogel nicht, Väterchen“, sprach Prinzessin Panimbangi. „O weh! aber was denkst du, werde ich ihn doch noch finden?“ „Heil dir, sei frisch und getrost! du wirst ihn finden. Geh nur, Väterchen, geh!“ „Gut, danke schön, Großmütterchen! tutá tutá (= wahr, wahr), ninna anduhur (= sagt die Turteltaube), tíó tíó (= helle, klar), ninna lote (= sagt die Wachtel): wahr sei, was du mir sagst, möge ichs nicht anders finden. Aber Großmütterchen, was du da gemessen hast, ich kanns nicht herauskriegen, was ist's eigentlich?“ „Nun sieh an! was bist du doch neugierig. Den Ddem von Menschen und Vieh, wie sie auf Erden sind unter dem Himmel, messe ich. Hieraus kann man wissen, bis zu welchem Lebensalter ein Mensch kommt. Wenn des Ddems so viel als ein Griff mit den Fingerspitzen, dann stirbt der Mensch im Mutterleibe; wenn eine Faust voll, dann kommt er ins Säuglingsalter, wenn ein hale (etwa 1/4 Liter), bis zum Laufen u. s. w., wenn 8 Liter, dann sieht er Enkelföhne und Enkeltöchter und stirbt alt und lebensfatt. Das ist's Väterchen, was ich messe.“ Da bat Si Abji pamasa: „Bitte, messe meinen Ddem.“ Da maß sie und zählte und er hörte, daß sie bis zehn zählte. — Danach nun setzte er seinen Weg fort und stieg den Berg, auf dem Himmelsluft wehte, hinab. Auf dem Wege traf er die Schlange Naganaga sipitu tanduk (= Schlange oder Drache mit sieben Hörnern oder Köpfen): „Wer macht das Geräusch auf dem Wege; ob ich dich verderbe, ob ich dich fresse!“ „O, Großvater, wenn du mich fressen mußt, dann mach nur schnell!“ „Sieh da, du bist's, Abji pamasa! Was führt dich in diese Gefilde?“ „Ich suche den redenden Vogel, den ich immer noch nicht finde.“ „Nun, wenn dem so, dann geh nur Väterchen, geh!“ „Gut, Großvater, aber unterrichte mich erst in all deinen Künsten.“ „Wohl denn, nimm dies, diesen Schaffering, eine Leuchte in der Finsterniß, ein Stab auf schlüpferigem Pfade, Arznei gegen Durst am heißen Tage, Wegzehrung auf der Wanderschaft. Heil dir!

sei gegnet und getrost! du wirst den Vogel noch finden. Geh nur, Väterchen, geh!“ — Endlich erreichte er den Fuß des Berges und dort fand er einen schönen großen Baniabaum; unter dem übernachtete er. Als er am Morgen erwachte, blickte er nach oben in den Baum, und in demselben Augenblicke spitzte Parti di bulan (= Prinzessin im Monde) nach unten und traf ihn gerade ins Gesicht. In demselben Augenblicke begegneten sich aber auch ihre Augen: da lachten sie beide und freuten sich im gegenseitigen Anschauen. „Warum bist du da unten, o, Abji pamasa, komm hier herauf!“ so sprach Parti di bulan. „O, Fürstentochter, wie soll ich da hinaufkommen?“ Da ließ sie zwei ihrer Haupthaare hinab: „da hänge dich dran, o, mein Fürst!“ So zog sie ihn nach oben. Alsobald gedachte sie daran, daß eben jetzt ihre Mutter, der Vogel Garuda 1), ankommen müsse. So zerdrückte sie Abji pamasa in ihrer Hand zu einer Pfefferschote und steckte die zu anderen Kräutern und Blumen ins Haar. Kaum war sie damit fertig, da hörte sie schon das Klatschen der Flügel. Nun kam Garuda in die Hütte (auf dem Baume): „Hier riecht's nach Menschen, Mütterchen!“ sprach sie. „Wie, wo sollten Menschen herkommen, ich bin ja den ganzen Tag hier gewesen“, sprach die Prinzessin. „Nicht so, Mütterchen, ich rieche Anderes. Sei nicht bange, laß mich den Menschen sehen; ist's ein Weib, dann soll sie deine Schwester sein; ist's ein Mann, dann soll er dein Mann werden. Sei nur getrost Mütterchen, ich fresse ihn nicht mehr.“ Da nahm Parti di bulan die Pfefferschote aus ihrem Haare, drückte sie in der Hand und Si Abji pamasa stand da. Da sprach der Vogel Garuda: „Nun Väterchen, wie heißest du?“ „O, Großmutter, „der seinen Namen nicht weiß?““, das ist mein Name.“ „Gut denn, Namenlos, diese meine Tochter soll dein sein.“ „Höre mich, Großmutter, ich kann nicht hier bleiben; ich suche den redenden Vogel in diesen Gefilden.“ „Ist's das, was du suchst, dann sei getrost. Wir besuchen den Radja Sihomang 2), der hat den Vogel gefunden.“ Da wurde Si Abji pamasa ruhig. Am folgenden Morgen kamen sie zu Radja Sihomang, und da sah er auf dem Balkon des Hauses den lange gesuchten Vogel, der gerade am Sprechen war: „Asaung simawang simawang mait mait, sali tutu ninna anduhur, sali tio ninna lote, mat mat 3).“ Das war seine Rede. Da kam der Vogel Garuda: „Nun höre, mein Herr, Radja Sihomang! daß wir zu dir gekommen sind, es ist wegen dieses Vogels, Radja Somongga wünscht ihn. Dies hier ist sein Sohn Abji pamasa, den hat er gesandt, ihn zu holen.“ „Wenn dem so ist, dann nimm nur den Vogel“, antwortete jener. Darauf kehrten sie zurück nach ihrem Baume und dort ließ Garuda den Abji pamasa Hochzeit machen mit Parti di bulan. Der aber, Si Abji pamasa, beschäftigte sich stets mit seinem Vogel. Am folgenden Morgen redete er: „Höre Mutter, ich kehre zurück, deine Tochter bleibe vorläufig hier. Wer weiß, wo mein Bruder jetzt herumirrt, nach Uebereinkommen aber muß ich jetzt gehen, ihn zu suchen.“ Da antwortete Garuda: „Steht die Sache so, dann geht nur Beide, aber hüte dich, daß du niemals meine Tochter weg-

1) Ein fabelhafter Vogel, etwa der Vogel Greif.

2) Der Batak (der heidnische) nennt nie seinen Namen, wenn man ihn danach fragt.

3) Homang, eine Art Buschgeister, die reiche Schätze hüten und je nachdem den Menschen günstig sein sollen. Im Aberglauben des Volkes haben sie etwa dieselbe Bedeutung, wie die Wichtelmännchen in gewissen Gegenden Deutschlands.

4) Der Sinn ist unverständlich. Die Worte bilden den Anfang einer Zauberformel.

wirfst. Uebrigens sei getroßt, Väterchen, du wirst Glück haben.“ Da fingen sie an zu wandern und machten denselben Weg zurück, den Si Abji pamasa gekommen war, und so erreichten sie endlich die Hütte und den Scheideweg, wo sich die Brüder ehemals getrennt hatten. Nun brachte Si Abji pamasa seine Frau in die Hütte, drehte den Ring am Finger, hauchte ihn an und sprach: „Schaffe, daß sonst Niemand in diese Hütte kommt.“ Darauf ging er und folgte dem Wege rechts, den sein Bruder gegangen war. So kam er in das Dorf des Radja Tunggul di djudji und traf dort die Leute eifrig am Spielen. Da sah er die überwundenen Spieler rundum im Sopo im Blocke liegen, auch seinen Bruder unter der Treppe entdeckte er. „Warum doch, Freunde“, frug er, „liegt ihr alle hier im Blocke?“ „O, unser Fürst! wir haben verloren im Spiele und können nun nicht bezahlen“, war die Antwort. Darauf ging er zu seinem Bruder und stellte sich fremd gegen ihn, denn er merkte, daß jener ihn nicht kannte: „Und du, Abji panurat, warum liegst du hier unter der Treppe?“ „O, mein Fürst! zuerst hatte er alles an mich verloren, dann aber ließ er seine Tochter auf den Balkon seines Hauses da drüben gehen, die verführte mich. So kams, daß ich nur sie sah und nicht mehr die vollenden Würfel beobachtete. Dann sagte er, daß ich Alles verloren und rechnete mir große Schuld.“ „So, so“, jagte Si Abji pamasa in seinem Herzen, „so ist also die Geschichte, wart“; dann ging er hinauf in den Sopo. Da kam Radja Tunggul di djudji: „Frisch auf, mein Herr, laß uns spielen!“ „Wohl, frisch auf!“ sagte jener. So spielten sie. Bald hatte der Häuptling all sein Geld, seine Büffel und geknebelten Schuldbner an Abji pamasa verloren. Da warf er sich verzweifelnd auf den Flur seines Hauses nieder. Seine Tochter aber tröstete ihn und gedachte mit ihren Verführungskünsten auch diesen Gegner ihres Vaters zu verwirren. Darum, als die Männer wieder im Sopo beim Spiele waren, stieg sie hinauf auf den Balkon und trieb da stark mit ihren Künsten, sie sang auch ihre Liedchen und machte ihre Stimme immer stärker, damit Si Abji pamasa sie hören möchte. Der aber that, als höre und sähe er nichts von ihr, und spielte immer weiter und trieb den Radja Tunggul di djudji in die Enge. Da kam Si Abji pamasa: „Nun, unser Fürst, wo ist deine Bezahlung?“ „Was ist zu thun“, sagte jener, „ich habe keine.“ „Nun, wenn dem so, dann gib deine Tochter heraus.“ „Wenn du sie verlangst, gut, nimm sie hin.“ Also nahm Si Abji pamasa die Tochter des Häuptlings und gab sie seinem Bruder zur Frau.

Nun gingen sie zurück nach der Hütte, wo Parti di bulan zurückgeblieben war und von dort aus suchten sie den Weg nach ihrem Heimathsdorfe. Als sie so dahinwanderten, wurden sie durstig, da hörten sie in einer tiefen Schlucht Wasser rauschen. Die Brüder gingen hin, Wasser zu schöpfen. Sie machten einen Schöpfer aus Baumrinde und befestigten den an einer langen Ranke. „Nun Brüderchen, schöpfe!“ gebot der Aeltere dem Jüngeren. Als sich dieser nun vorbeugte und den Schöpfer hinabließ, stieß ihn jener von hinten, daß er hinabfiel. Er fiel aber auf einen vorspringenden Felsen und das rettete ihm das Leben. Si Abji panurat aber kehrte zurück zu den Frauen; er gedachte sie beide für sich nach Hause zu führen. „Wo ist dein jüngerer Bruder, Väterchen?“ frug Parti di bulan. „Was weiß ich!“ antwortete er. „Nun, wenn dem so, dann geht ihr nur. Was mich betrifft, ich gehe nicht. Dazu, ich höre eine Botschaft von Abji pamasa: er ist nicht todt. Wenn er aber auch durch irgendwen getödtet wäre, wollte ich mich doch von keinem Anderen freien

lassen¹⁾.“ So sprach Parti di bulan. Darauf gebot sie dem redenden Vogel: „Gehe, Vogel, suche ihn auf! wenn er wirklich gestorben ist, dann kehren wir zurück; lebt er aber noch, dann gib ihm diesen Ring.“ Da flog der Vogel hin und trug den Ring. Er fand seinen Herrn am Felsenabhange, sitzend auf einem vorspringenden Steine. Da gab ihm der Vogel den Ring. Er steckte ihn an, drehte und hauchte ihn an und sprach: „Schaffe mir einen Weg nach oben!“ Alsobald hingen die starken Wurzeln eines Bannanbaumes herab, an denen er hinaufklettern konnte. Sein Bruder aber und dessen Frau waren unterdessen weiter gegangen; so fand er nur noch seine Frau, Parti di bulan, und den redenden Vogel vor. Als sie nun immer so fortwanderten und des Weges nicht achteten, begegnete ihnen ein Begu in Menschengestalt, der trug einen Knittel in der Hand. „Woher des Weges, Schwager?“ frug Si Abji pamasa. „Ich komme von hinten und gehe nach vorn!“ war die Antwort. „Aber Schwager, was trägst du denn da?“ „Ein Knittel ist's, den man senden kann.“ „Wenn dem so ist, Schwager: diese meine Frau sei die deine, dein Knittel sei der meine!“ „Ja, wenn du so willst, Abji pamasa, da, hier mein Knittel.“ Also tauschten sie und es ging jeder seines Weges. Als sie sich den Rücken gewandt, befahl Abji pamasa: „O, mein Knittel, gehe hin und erschlage den, der soeben meine Frau mitgenommen!“ Da ging der Stecken und schlug den Begu, daß er starb. Nun gingen die beiden wieder zusammen. Bald begegnete ihnen ein Begu in Menschengestalt, der trug eine Fessel: „Woher des Weges, Schwager?“ frug Abji pamasa. „Ich komme von hinten und gehe nach vorn“, war die Antwort. „Aber was trägst du denn da?“ „Was ich trage? nun eine Fessel ist's, die man senden kann, daß sie einem Feinde Hände und Füße binde.“ „Ah! bring her, ich kaufe sie. Diese meine Frau sei die deine, deine Fessel aber sei die meine.“ So tauschten sie und jeder ging seines Weges. Nachdem sie sich den Rücken gewandt, kam Si Abji pamasa: „Nun, Knittel und Fessel, geht, bindet und schlage den, der soeben meine Frau mitnahm.“ Da gingen sie, banden und schlugen den Begu, daß er starb, und brachten Parti di bulan zu ihrem Manne zurück. Nun aber setzten sie ihren Weg fort und gelangten endlich in das heimathliche Dorf. Da erschrak Si Abji panurat und entfloß in den Wald. „O, Knittel“, sprach Si Abji pamasa, „gehe hin, suche meinen Bruder, und wenn du ihn findest, bring ihn hierher. Wenn er nicht willig folgen will, dann stoße ihm den Kopf, aber tödte ihn nicht.“ Also ging der Knittel aus und suchte und fand den Flüchtling. Der wollte aber nicht folgen. Da bekam er Kopfnüsse, daß ihm Hören und Sehen verging, daß sich ihm Alles runderdrehte. Nun folgte er. Als er zu Hause angekommen, drehte Si Abji pamasa seinen Ring, hauchte ihn an und sprach: „Mache schnell meinen Bruder gesund, so, daß er sich ganz wohl fühlt.“ So wurde Si Abji panurat wieder gesund.

Nachdem nun Alles soweit war, holten sie abermals die Prophetin. „Wie nun, o große Prophetin, ist's zu halten mit diesem redenden Vogel?“ sagte Si Abji pamasa. „Das machen wir so, Väterchen: wir thun ihn auf den Balkon deines Hauses, daß er dir sei ein Talisman, ein Familienerbstück, ein Glücksvogel.“ Da trug Si Abji pamasa den Vogel

¹⁾ Die zurückgebliebene Wittwe fällt dem Erben des Verstorbenen, gewöhnlich dem Bruder desselben, zu.

²⁾ Mit Schwager redet man wohl einen Mann anderen Stammes an, dessen Schwester man heirathen könnte, resp. dürfte.

auf den Balkon und ließ ihn da singen: „Asaung simawang simawing maitmait, sali tutu ninna anduhur, sali tio, ninna lote, mat mat.“ Das waren stets die Worte des Vogels. Als nun die Dinge so lagen, da

feierten sie Freudenfeste in dem Dorfe und waren froh und glücklich, o ihr Freunde!)!

1) Sagt der Erzähler zu seinen Zuhörern.

Volksfeste in Spanisch-Galicien.

Nach dem Spanischen des J. Ortega Munilla.

Der Monat August ist für Galicien die Zeit der Freude, die Zeit der Lust und Fröhlichkeit. In jedem Theile der Provinz giebt es da Kirchenfeste und, da dieselben gewöhnlich eine Woche andauern, so hört die Lustbarkeit in jenem weltentlegenen Theile Spaniens nicht auf. Wenn man in der warmen Augustnacht zu Vigo zum Himmel blickt, dann sieht man im Norden, Süden und Osten die Raketen aufwärts schießen, sie kündigen an, daß ringsum der Wein in Strömen fließt und der Dudelsack und das Tamburin einander zu überhören suchen.

Den Vorwand zu diesen Festen liefern die Gedenktage der zahlreichen Kapellen, Marterfäulen und Kirchen, welche an die Stelle der alten heidnischen Opferstätten getreten sind. In der vorchristlichen Aera gab es solcher geheiligten Opferplätze viele; die katholische Kirche verwandelte sie in christliche Gebetstätten, indem sie Gotteshäuser, große wie kleine Kapellen, Heiligenstatuen und Herrgottbilder dort erbauen oder setzen ließ und, da jedenfalls schon in jener Zeit der August den Dankfesten gewidmet war, die man den Gottheiten für die eingebrachte Ernte darbrachte, so hat auch hier in kluger Weise die katholische Kirche der alten Gewohnheit die Concession gemacht, zu Patronen der neuen christlichen Kultusstätten nur solche Heilige auszuwählen, deren Gedenktag in den gedachten Monat fällt. So brennen in den 31 Tagen des August Tausende von Kerzen und Kerzchen vor den braunen byzantinischen Heiligenbildern, welche getreu den alten Modellen nachgebildet wurden, bis auf den heutigen Tag. Diese leuchtenden Kerzen sind der Vorwand, welcher die Menge von fröhlichen Leuten zusammenbringt, denn bei all ihrer Frömmigkeit wollen sie nur ein klein wenig beten und desto mehr sich amüßren.

Und in der That keine andere Jahreszeit läßt den Menschen so zu hohem Gemüthe ein, als der August Galiciens. Dieser Monat, der die Steppen Castiliens versengt und das vielbesungene Andalusien in einen Gluthofen verwandelt, prangt hier noch mit einem frischen und saftigen Grün. Das Farnkraut streckt seine ungelbeichten Wedel dem Winde entgegen, der mit ihm spielt, und der Kastanienbaum zeigt unter dichtem Blättertschmucke die reichlichen, stachelbewehrten Früchte; die erst vor Kurzem eingeführten Eucalyptusbäume ragen in die Höhe empor, prächtig gedeihend in der feuchtwarmen Atmosphäre und dem fruchtbaren Boden der Küstenlandschaft, wo sie förmliche Wälder bilden, während die stolzen Umrisse der Küstenpinie den Maler zeigen, zum Skizzenbuche zu greifen. Die Magnolie und die Kamelie haben hier eine zweite Heimath gefunden, in anderen Gegenden Spaniens muß man sie im Glashause ziehen oder doch wenigstens überwintern lassen, in Galicien aber wachsen sie beide im Freien und erreichen eine baumartige Größe, wie ja auch der Feigenbaum hier am prächtigsten gedeiht: seine Blätter sind größer, seine Früchte süßer als in anderen

Theilen Iberiens. Mitten in dem Grün prangen die schneeigen Blüthen des Jasmin und die rothen Ranken der Weinrebe. Letztere läßt man nicht, wie in anderen spanischen Provinzen, auf der Erde dahinkriechen, sondern an Pfählen oder Steinsäulen emporklettern. Gleichwie das Feigen- oder Nebenblatt die erste Bekleidung der Menschen bildete, so hat hier das dicke Nebendach so manchem jungen Liebespaare den schützenden Thronhimmel zum ersten seligen Beisammensein geliefert.

Galicien ist ein Gebirgsland, in welches seine Fjorde (spanisch: Rias) tief einschneiden, von welchen aus man terrassenförmig das Land zu den Bergspitzen aufwärts steigen sieht: zu unterst erblickt das Auge nur smaragdgrüne Auen, auf welchen Heerden stattlicher Rinder grasen; die nächste Zone bilden ausgedehnte Maisfelder, deren leuchtende Kolben das Landschaftsbild angenehm beleben. Aus der Region der Maisfelder gelangt man in jene der Obstgärten: ausgedehnte Haine, ja Wälder von Kastanien-, Birn- und Pflirsich- sowie Aprikosenbäumen bilden den Uebergang zur vierten Zone des Maulbeerbaumes, der Steckrüben- und Bohnenfelder und der Gemüsegärten. Die Höhen der Gebirge krönt der majestätische, in dunkeln Farben düster prangende Nadelholzwald. Die Weinrebe hat in allen Zonen ihre Heimath gefunden, sie verschmähet weder die Gebirgslandschaft noch die Ebene. So zeigt sich uns die in Europa so wenig bekannte und noch weniger gewürdigte Lieblichkeit und Schöne der galicischen Landschaft.

Die Dekoration dieses amuthigen Bildes wird von vereinzelt stehenden Hütten, Weilern und Dörfern und den Pfaden gebildet, welche den grünen Teppich durchkreuzen. Wie am schwarzblauen Nachthimmel die glitzernden Sterne prangen, so leuchten aus den Smaragdflächen der galicischen Auen die Bauernhäuser hervor. Wie Schwalbennester an der Mauer kleben niedrige, malerische Hütten an den Abhängen der Berge, während um die Waldecke uns der Thurm einer Dorfkirche entgegenwinkt. Von Haus zu Haus, von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf ziehen sich weißblinkende Pfade dahin, welche unzähligemal sich kreuzend ein wahres Labyrinth von Irrwegen dem fremden Wanderer zu sein scheinen. Auf diesen Wegen, die bald durch blumige Fluren, bald zwischen ephenumrankten Felsen dahin ziehen, eilt die junge Fischerin dahin, auf dem Haupte den runden Korb balancirend, der mit der silberschuppigen Beute des Meeres bedeckt ist, oder man erblickt die würdig einhereschreitende Bauersfrau, die mit ihrem ruhigen Wesen und der erstaunlichen Körperfülle einen grellen Gegensatz zu dem hageren, unruhig blickenden Abogaduelo (Winkeladvokaten) bildet, der auf seinem abgetriebenen Gaule dem nächsten Orte einen Besuch abstatten will, um die Proceßlust eines seiner Klienten von Neuem aufzustacheln.

So ist die Landschaft beschaffen, in welcher der Gallego (Bewohner Galiciens) lebt und seine Feste feiert. Ein

solches Fest beginnt schon mit dem Morgengrauen. Als die ersten am Plage stellen sich Krämer und Weinschänker ein; letztere bringen den köstlichen Saft der Rebe in riesigen Thonkrügen von antiker Form, wie denn auch die zweiräderigen Karren, welche diese „Cubas“ tragen, nach antiken Mustern gearbeitet zu sein scheinen. Die Gewarenhändler und Garföche bieten in der einladenden Nähe der „Weinquellen“ Kuchen, Zuckergebäck, Äpfel, getrocknetes Obst, gefottene Muscheln, Langusten, Krebse, Krabben und Seefische aus, die alle ihre Käufer und Verehrer finden. Eine frohe Menge drängt sich um die Buden, bis die Glocken die Gläubigen zur Kirche rufen. Die grellen Farben der Weiberkleider könnten leicht den das Gotteshaus besuchenden Fremden in den Zustand des Hypnotismus versetzen. Der charakteristische Bestandteil der Tracht der galicischen Bäuerinnen ist der Dengul, ein doppeltaltiger Kragen, der vom Halse bis zu dem Ellbogen reicht und den stets üppigen Busen den Augen der männlichen Jugend verhüllt. Außerdem trägt jedes Weib eine Sammetmütze von rundem Schnitte, mit bunten, glitzernden Stickereien. Die Mädchen und jungen Frauen sehen in diesen Kleidungsstücken reizend aus, wie denn die Galicierinnen sich nicht allein durch nette Gesichtszüge, sondern auch durch eine so reiche Entwicklung aller Reize ihres Geschlechtes auszeichnen, daß man unwillkürlich an Heine's „kolossale Weiblichkeit“ erinnert wird.

Aus der Kirche geht es wieder zu den am Waldebrande sich hinziehenden Buden und nun beginnt ein Treiben, das nichts Christliches an sich hat, sondern an die frühliche Ausgelassenheit lebenslustiger Heiden gemahnt, welche ein Doppelfest zu Ehren des Bacchus und der Venus feiern. Liebeschwüre und Küsse werden getauscht und bei den Klängen der Musik, besonders der nationalen Dudelsackpfeife, kreist in kommunistischer Weise der Weinbecher von einem Munde zum anderen. Die heidnische Lustbarkeit wird von dem Nahen der Procession unterbrochen, aber auch diese hat einen, wenn ich mich so ausdrücken darf, sibielen Anstrich. Dem eigentlichen Zuge voran führt eine Gruppe von Tänzern eine Art Schwerttanz oder Gefechtsphantomie auf. Die Tänzer sind mit weißen Beinleidern und Saßen bekleidet, den Leib umgürtet eine rothe oder violette Binde. Der Tänzergruppe folgt die Coca, welche an die „Tarasca“ genannte Figur der Frohnleichnamszüge des übrigen Spaniens erinnert. Die Coca ist ein pappendeckelnes

Ungeheuer, welches die Gestalt der Schildkröte mit jener der Fledermaus verbindet. Das Ungeheuer schließt und öffnet den Rachen, Dank einem Mechanismus, den ein im Inneren hockender Knabe dirigirt. Die Coca ist stets von einer johlenden Schaar von Jungen umgeben. Diese nicht christliche Beigabe der kirchlichen Umzüge ist nicht in allen Dörfern und Theilen Galiciens dieselbe; die merkwürdigste hat die Procession des Kirchspieles Reboreda aufzuweisen. Sie verdient beschrieben zu werden, da sie jedenfalls ein Reliquium eines heidnischen Kultus ist. Unter dem Namen Penliñas werden kleine Mädchen (in dem Alter von acht Jahren) in Tüll und Geschnieide (besonders Armspangen) gehüllt, während man ihr Haar mit Blumen bedeckt. Eine robuste Tänzerin nimmt die Penliña auf die Schultern, mit ihr zwischen der Monstranz und dem Marien-Bildnisse¹⁾ tanzend. Während die Trägerin der Penliña herumhüpft, schneidet letztere Fragen und macht höhnische Geberden, alles dies mit Bezugnahme auf die hinter ihr getragene Muttergottes-Statue. Die Penliña nimmt sogar Blumen aus ihrem Haare, zerpflückt sie und wirft sie der heiligen Jungfrau ins Antlitz, ja sie ballt die Fäustchen gegen das Bild und ahmt (immer grazioser Weise) alle Geberden und Ausdrücke des Hasses und der Furcht, ja der Verachtung nach.

Es gewährt einen ganz befremdenden Anblick in diesem streng katholischen Lande, in einem von Priestern geleiteten Kirchenzuge den Irrwisch von einer Penliña die von allen Katholiken und insbesondere von den Spaniern hochverehrte Madonna verhöhnen zu sehen. Man hat sich verschiedenartige Interpretationen dieses Tanzes zurechtgelegt; eine möge an dieser Stelle Platz finden: An einem bestimmten Tage des Jahres gestattet es die göttliche Vorsehung, daß die Fischer in den Netzen heidnische Nymphen finden. Einmal soll dies auch schon geglückt sein und die Fischer hätten dann die heidnischen Götinnen gezwungen, vor dem Bildnisse der Jungfrau dem neuen Glauben zu huldigen. Die Penliñas sollen nun diese besiegten Nymphen und deren Haß und ohnmächtige Wuth gegen die Mutter des siegreichen Christengottes darstellen. F. Blumentritt.

¹⁾ In der Procession spielen die wichtigste Rolle: die Monstranz von einem Priester getragen und von einem Traghimmel überragt, dann die in festliche Kleider gehüllte Bildsäule der Madonna.

Kürzere Mittheilungen.

Paul Mantegazza über die Ethnologie Indiens.

Paul Mantegazza, der berühmte italienische Physiologe, unternahm im Winter 1881 auf 1882 zu ethnologischen Studien eine Reise durch Indien, welche ihn von Bombay nach Madras, in die Nilgiris zu den Todas, zurück nach Madras, Kalkutta, Sikkim, Benares und Lucknow führte. Sein populäres Reisewerk ist unter dem Titel „Indien“ in deutscher Uebersetzung erschienen (Jena, S. Costenoble, 1885) und darf als ein Seitenstück zu Häckel's bekanntem Buche über Ceylon angesehen werden. Die ersten 12 Kapitel schildern in blühender, geistreicher Sprache die täglichen Erlebnisse, die letzten acht beschäftigen sich mit der Ethnologie Indiens, hinsichtlich deren er zu folgenden Resultaten (S. 229) kommt. Er unterscheidet in Indien folgende ethnische Typen:

1. „Die Hindu mit arischem Typus, wahrscheinlich Abkömmlinge von Ariern und nicht genau bestimmten Rassen, die Autochthonen und älter als diese sind. Für mich sind aber auch die Arier eine historische Mythe, in der sich das Wahre mit sehr viel Nebelhaftem, vielleicht auch mit vielen Irrthümern verbindet. Trenn dem alten, skeptischen, aber vorsichtigen Dogma, daß man beim Klassificiren der Rassen so viel wie möglich von ihrem Ursprunge absehen muß, behaupte ich mit großer Reserve, daß es in Indien eine große Masse Menschen mit arischem Typus und schwarzer oder sehr dunkler Haut giebt, aber füge auch gleich hinzu, daß die Wissenschaft heute noch nicht das notwendige Material besitzt, um diesen Rassen ihren bestimmten anthropologischen Charakter zu ertheilen, ihre Grenzen zu bestimmen oder sie der ethnischen Analyse zu unterwerfen.“

2. Die Hindu mit malayenähullichem Typus, die besonders die Küste Malabar und den Süden Indiens bewohnen und welche neben schwarzer oder sehr dunkler Haut die kranitologischen und physiognomischen Kennzeichen der malayischen Rasse aufweisen.

3. Die Hindu mit semitischem Typus, die man im nördlichen Indien und den Nilgiri findet.

4. Die Mongolen mit sehr verschiedenen Spielarten, besonders in Sikkim.

5. Die Juden Indiens. In Malabar giebt es weiße und schwarze. Die ersteren bilden eine ziemlich zahlreiche Gemeinde in Cochin, die anderen leben hier und da zerstreut, verstehen aber, wie die ersteren, die Bibel im hebräischen Texte zu lesen.

6. Die Parsen.

7. Die Muselmänner. Hier kann ich nicht mehr wissenschaftlich sprechen, weil es äußerst schwer ist, sie anthropologisch von den Hindu zu trennen, mit denen sie sich besonders durch ihre Polygamie vielfach gekreuzt haben. Vielleicht würde ein genaues Studium bestimmter Gebiete in Indien, besonders in Lucknow, Agra, Nizam, auch heute noch die Existenz mehr oder weniger reiner turanischer Rassen erkennen lassen. Jedenfalls ist es vorsichtiger, von Muselmännern als von einer turanischen oder skythischen Rasse zu sprechen. Auch Hunter bemerkt ganz richtig, daß heutiges Tages der Muselman des Ganges-Delta sich ethnisch so sehr vom Afghanen unterscheidet, wie der Hindu der niederen Rassen desselben Deltas von dem Brahmanen.

8. Eine unendliche Zahl wilder Rassen, die man entweder als Ueberreste der alten autochthonen Völker ansehen kann oder die seit undenklichen Zeiten in Indien angefaßen sind und sich rein erhalten haben oder zum Theil Bastarde geworden sind, weil sie sich mit den erwerbenden Rassen vermischt haben.

Die Ethnographie Indiens kann heute nur in großen allgemeinen Umrissen gezeichnet werden, und wer es wagen würde, in die Einzelheiten hinabzusteigen, würde riskiren, daß er genöthigt wäre, morgen schon seine eigenen Behauptungen widerrufen zu müssen.

Bei der Klassifikation der indischen Rassen muß man

daher der Sprache, dem Grade der Civilisation und der Religion großes Mißtrauen entgegenbringen.

Als wir dem philologischen Kriterium folgten, haben wir das Kartenhaus der dravidischen Sprachen fabricirt, das vor den Thatsachen nicht bestehen konnte, und was die Civilisation betrifft, so giebt es verschiedene wilde Stämme, die von einer starken und auf dem Wege des Fortschrittes vorgeschrittenen Rasse umgeben, ohne eigenes Verdienst den Firniß einer gewissen Kultur angenommen haben, der den oberflächlichen oder ungedulbigen Forscher leicht täuschen kann, während andererseits intelligente und vielleicht bis zu einem gewissen Grade civilisirtere Menschen, die in Folge besonderer Zufälligkeiten zerstreut und isolirt lebten, in einen Zustand wilder Barbarei verfallen und darin bleiben konnten. In Bezug auf die Religion braucht man gar nicht anzudeuten, welche Gefahren darin liegen, sie als Grundlage der Klassifikation anzunehmen. Die Christen werden heute von fast allen menschlichen Rassen gebildet und wer heute alle Menschen, die zu Mohammed schwören, unter einen Hut bringen wollte, würde die schönste Verwirrung von der Welt hervorbringen, wenn er unter anderem die Arier mit den Turaniern und Mongolen vom reinsten Wasser zusammenstellen würde.

Was nun die Abstammung und Verwandtschaft der indischen Rassen betrifft, so glaube ich heute nur dies sagen zu können: Indien hat in den ältesten Zeiten Hunderte und vielleicht Tausende von Rassen besessen, die sich nach und nach aus eigener Kraft des Fortschrittes und großer, von außen gekommener Eroberungen einander genähert und zum Theil verschmolzen haben. In einem langen Laufe von Jahrhunderten haben sie schließlich eine in den großen Mittelpunkten homogene Masse gebildet, aus der hier und da in Folge des Atavismus die alten Typen hervorragen. Es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß einige Stämme isolirt geblieben sind, weil dichte Wälder und hohe Berge sie getrennt haben, und diese geben uns noch heute eine Idee von dem, was Indien einst in der präarischen und prämuselmännischen Periode war. Wollten wir aber bestimmtere Dogmen annehmen oder in genauere Einzelheiten eindringen, so hieße das nicht eine Wissenschaft betreiben, sondern naive ethnologische Märchen schreiben."

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Zum Gedächtniß des 50jährigen Bestehens des Museums vaterländischer Alterthümer in Kiel hat die Leiterin desselben, Fräulein F. Meistorf, ein handliches Bilderbuch „Vorhistorische Alterthümer aus Schleswig-Holstein" (Hamburg, D. Meißner, 1885) herausgegeben, welches auf 62 Tafeln 765 Abbildungen typischer prähistorischer Gegenstände in Photolithographie nach Federzeichnungen vereinigt. Die Originale derselben befinden sich zum größten Theil eben in Kiel. Von einer kurzen Vorrede eingeleitet, finden sich zuerst 17 Tafeln mit 149 Objekten aus der Steinzeit, Geräthe und Werkzeuge aus Flint, Hirschhorn, Knochen zc. und Thongefäße mit oft schon recht reicher Verzierung; dann folgen 18 Tafeln mit 227 Objekten der Bronzezeit, prachtvollen Schwertern, Dolchen, Celten, Lanzenspitzen, Sichel, Aexten, Messern, Sägen, Schmuckgegenständen, Rannen, Eifen, goldenen Geräthen, Urnen zc.; endlich 27 Tafeln mit 399 Gegenständen aus der Eisenzeit, welche in Schleswig-Holstein im letzten, vielleicht auch schon in dem vorletzten Jahrhundert vor Chr. ihren Anfang nahen, und als deren letzte Repräsentanten eine Anzahl Silberdenare Karl's des Großen uns

vorgeführt werden. Das Ganze ist ein vortreffliches Hilfs- und Nachschlagebuch, dem andere Provinzen Deutschlands recht bald Aehnliches an die Seite stellen sollten.

— Die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften hat für das laufende Jahr folgende Preisangabe gestellt: Es soll eine möglichst vollständige Uebersicht und kritische Erörterung der Versuche gegeben werden, die Nationalitäten Europas, sei es durch wirkliche Volkszählung nach der Sprache, sei es durch anderweitige Schätzungen, numerisch festzustellen. Daran soll sich ein eigener Versuch, die Bevölkerung Europas etwa im Stande von 1880/81 nach den Nationalitäten zu gliedern, anschließen.

— Paul Rowinski, der bekannte Slavist und Reisende, ist kürzlich aus Montenegro nach St. Petersburg zurückgekehrt und hielt in der ethnographischen Abtheilung der k. russ. geographischen Gesellschaft einen Vortrag über die Weltanschauung der Montenegriner. Rowinski hat früher bereits das östliche Sibirien und das Amurland bereist und hat sich jetzt besonders dem Studium der slavischen Volksstämme gewidmet. („Deutsche Rundschau 1886, Nr. 6.")

A s i e n.

— Nach einer Mittheilung von Direktor Wild in St. Petersburg ist, wie Dr. von Dankelmann am 6. Februar in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin erwähnte, an einem der kältesten Punkte Sibiriens, in Werchojansk an der Jana, auf Veranlassung eines der Mitglieder der Expedition nach den Neusibirischen Inseln, eine ältere Beobachtungsreihe (von 1869) mit geprüften, zuverlässigen Instrumenten wieder aufgenommen worden. Durch diese Beobachtungen an Alkoholthermometern im Januar 1885 sind Temperaturen bis zu -68°C . herab konstatiert worden, Werthe, welche, auf die Angaben eines Luftthermometers reducirt, bis -76°C . betragen. Der Januar hatte eine Mitteltemperatur von $-52,7^{\circ}\text{C}$. Das sind die tiefsten Kältegrade, die bis jetzt einigermaßen zuverlässig auf der Erde beobachtet worden und die um 5° niedriger sind als die Resultate der früheren Beobachtungsreihe, die aber ebenfalls bereits Werchojansk zum kältesten bekannten Punkte der Erde gestempelt hatten.

— Vom Frühlinge bis zum November 1885 hielten sich zwei junge Entomologen, Embert und Hammerstroem, im Minussinsker Gebiete auf. Der ihnen von Seite der Universität Helsingfors gegebene Auftrag besteht in der Sammlung von Materialien zum Studium der Fauna der Wirbellosen des Minussinsker Gebietes. Die beiden Naturforscher haben sich zuerst mit den Sammlungen des Minussinsker Museums bekannt gemacht, dann Ausflüge in die Umgebung der Stadt unternommen und die finnische Kolonie Werchny Susuk besucht. Dann begaben sie sich zum Dorfe Dsnatschennoje, bestiegen das Gebirge Borus und durchzogen die Steppe bis Abakansk. Von hier begaben sie sich über die russische Grenze hinaus in das Thal des Kemtschik, folgten dem Flusse bis zu seiner Mündung in den Jenissei und fuhren schließlich auf dem Jenissei bis Dsnatschennoje. Von Oktober bis November blieben die Reisenden in Minussinsk und suchten so viel als möglich die naturhistorischen Sammlungen des Minussinsker Museums kennen zu lernen und ihre eigene Kollektion zu ordnen. Im Ganzen haben sie 20000 Exemplare von Insekten und gegen 300 Arten von Pflanzen, eine Anzahl Thier- und Vogelbälge, eine kleine Anzahl Reptilien und Fische gesammelt.

— Aus Abasjin (am linken Ufer des Amur) schreibt man der Desl. Rundschau (1886, Nr. 6): In Sheltuga, dem neu entdeckten Goldlager am rechten Ufer des Amur, befinden sich wieder gegen 3000 Menschen, denen auch trotz der angebotenen chinesischen Wachen allerlei Vorräthe zugeführt werden; die Chinesen sind dabei auf ihren eigenen Vortheil bedacht. Das Edelmetall zieht allerlei Volk an: man trifft hier Sträflinge aus Sachalin, Arbeiter von den sibirischen Goldwäschereien, entlassene Beamte, Kaufleute — alles zweifeltes Volk. Trotz dieses zusammengelaufenen Gesindels war die Ordnung in Sheltuga bisher eine musterhafte, es wurde fast gar nicht gestohlen. Mit den Schulbigen wurde kurzer Prozeß gemacht, sie wurden unbarmherzig geprügelt, einige sogar aufgehängt. Dafür kann man in der Umgebung der Goldwäscherei sehr leicht angefallen und beraubt werden. Russen wie Droschonen plündern und morden; die Rückreise aus Sheltuga ist deshalb sehr schwierig. — In der Nähe von Igna schina am Amur liegen die Leichen der Erschlagenen; und ebenso treiben solche auf den Fluthen des Stromes. Das Gold in Sheltuga kauften anfangs Juden, später nach deren Verjagung russische Kaufleute. Viel Gold kommt auch in die Hände der Brauntweinhändler, welche sich in großen Gesellschaften (Artelle) in der Nähe der Goldwäscherei einnistet haben. Die Glieder der verschiedenen Artelle leben in Feindschaft unter einander; sie schlagen einander todt, um sich Gold und Brauntwein zu rauben.

— Die Revue Scientifique zieht folgende Schlüsse aus den Aussagen, welche medicinische Experten kürzlich vor der betreffenden Kommission der französischen Kammer über das

Klima von Tongking gemacht haben. Mit Cochinchina verglichen ist Tongking nicht ungesund; von September bis April herrscht dort regelrechter Frühling, aber von Mai bis Oktober ist die Hitze fast unerträglich. Abgesehen von den Bergen, welche von den Eingeborenen gefürchtet werden, und den Wäldern in der Nähe von Hunghoa giebt es keine tödtlichen Fieber, wie in Cochinchina, und ebenso keine gefährlichen Diarrhöen. Im Delta des Rothten Flusses ist das Klima in Folge von Anbau und Vegetation gesund. Zweifelhaft ist, ob die Cholera in Tongking endemisch ist; die letzte Epidemie scheint von den Pescadores-Inseln aus eingeschleppt worden zu sein und ergriff mehr die Eingeborenen als die Europäer. Häufig dagegen ist Sonnenstich. Truppen, welche bei ungenügender Verpflegung große Strapazen auszuhalten haben, sollen nicht über zwei Jahre lang im Lande bleiben; doch kann dieser Termin gelegentlich ohne Schaden auf drei bis vier Jahre verlängert werden. Kaufleute und Beamte dagegen dürfen getrost 15 bis 20 Jahre in Tongking verweilen.

— In Nr. 3 des „Journal of the Anthropological Institute“ giebt Abr. Hale interessante Notizen über die Waldstämme von Perak, insbesondere die Sakais. Sie wohnen auf dem linken Perak-Ufer, ihnen gegenüber die Semang, ebenfalls ein Aboriginer-Stamm, die mit ihnen in tödtlicher Feindschaft leben; von den Malayen werden beide zusammen als Drang-utan oder Drang-bukit bezeichnet. Man spricht auch noch von einer dritten, weiter im Innern lebenden Völkerschaft, die noch im Steinzeitalter verharren soll, doch konnten weder Hale noch Morgan Genaueres darüber erfahren. Sie führen das Blasrohr mit vergifteten Pfeilen, deren Gift Thiere bis zur Größe des Siamang rasch tödtet, versehen ausgezeichnet, Fallen für Thiere anzulegen, ernähren sich aber hauptsächlich von Vegetabilien. Einzelne Stämme kultiviren nur Hirse, die mit den Malayen verkehrenden auch Tapioca, Bataten und Zuckerrübe. Sie verstehen das Zinn aus dem Alluvialboden zu gewinnen und treiben mit diesem und den Waldprodukten einen lebhaften Tauschverkehr mit den Malayen. Die Sakais haben keinerlei Schifffahrt; die Semang bringen ihre Produkte auf Bambusflößen nach Rivala Kangsar, gehen aber zu Fuß zurück.

A f r i k a.

— Im „Journal of the Anthropological Institute“ bemüht sich Herr Dallas zu beweisen, daß die Berber zur Negerrasse oder, wie er sie nach seiner neuen Einteilung nennt, zu den Aethiochroi gehören. Der Hauptgrund ist freilich, daß die Amazirghen und die Scheluh weder zu den Mauren noch zu den Arabern gehören; also „sind wir geneigt berechtigt, sie zu den true African races zu rechnen“. Der Herr Verfasser hat offenbar nie einen Berber oder eine Abbildung eines solchen gesehen.

— Die Warua, die Bewohner der großen Landschaft Urna am Unalaba, schildert Paul Richard (s. Verhandl. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1886, S. 117) folgendermaßen. Es sind große kräftige Menschen, mit auffallend breiter Schulter und Brust, jedoch verhältnismäßig kurzen Beinen, so daß man oft erstaunt, daß irgend einer, vom Sitzen aufgestanden, nicht viel größer ist. Die Hautfarbe ist dunkelbraun mit einem Schimmer ins Rötliche. Die Züge haben etwas Weibisches, die Augen sind leicht geschlitz und sieht man viele schöne Physiognomien. Die Weiber haben, im Gegensatz zu den meisten anderen Stämmen, gut entwickelte Brüste. Auf die Frisur verwenden beide Geschlechter außerordentliche Sorgfalt. Die Kleidung ist aus Palmbältern hergestellt und meist sehr geschmackvoll im Muster zusammengestellt, gelb, roth und schwarz gefärbt mit schön geflochtenen Franzen, sowie schönen Wulsten und Puffchen an den Borden. Die Weiber tragen über dem Gesäße mit Einschluss der halben vorderen Oberschenkel ein spannenbreites

Stückchen Zeug. Vorn hängt eine spannenbreite Schürze mit sehr langen, weit bis unter die Knie reichende Franzen. Der ganze übrige Körper ist nackt. Die Männer tragen an einem breiten Riemen aus Büffelsfell oder aus fingerdicken, aus Elefantensehnen zusammengedrehten Riemen, welche zu einem Gurte vereinigt sind, ebenfalls aus Palmfasern gewebte 40 bis 75 cm breite Lententlicher, welche oft bis zu 20 m lang sind und vorn zu einem riesigen Wulste zusammengerafft werden. Die Bewaffnung besteht aus leichten Speeren, welche jedoch eigentlich mehr zum Schmucke getragen werden, Schild und Bogen mit vergifteten Pfeilen. Letztere sind außerordentlich schlecht hergestellt. Beim Schießen halten sie den Pfeil 45° nach oben und überlassen das Treffen dem Zufall, indem sie auf Massenwirkung rechnen. Manche verstehen sehr heftig wirkendes Gift herzustellen, und es kommen häufig Todesfälle nach 15 bis 20 Minuten vor. Den großen breiten Schild halten sie beim Kampfe über den Kopf, um gegen die von oben kommenden Pfeile gesichert zu sein. — Die Warua sind Ackerbauer und pflanzen nur Mais und Gemüse, welche sie mit Palmöl zubereiten, die aber der Reisende ungenießbar fand; denn es schmeckten die Speisen genau so, als ob sie mit Seife zubereitet seien.

— Dr. Pechuel-Loesche, von Stanley in dessen letztem Reiseverke in unqualifizierbarer Weise zuerst angegriffen, hatte demselben in seiner Broschüre „Der Stanley und das Congo-Unternehmen“ gebührend scharf geantwortet (vergl. „Globe“ Bd. 48, S. 366) und das Congo-Unternehmen grell belächelt. Entgegnungen blieben nicht aus, aber sie kamen nicht von dem allein dazu berufenen Stanley — er konnte offenbar nichts erwidern —, sondern namentlich von Herrn Wauters in „Le Mouvement Géographique“ vom 24. Januar 1886, welcher einzelne Stellen aus Dr. Pechuel-Loesche's oben genannter Broschüre solchen aus früheren officiellen, nach Brüssel gesandten Berichten desselben gegenüberstellte, welche anscheinend eine weit günstigere Auffassung des Congo-Unternehmens seitens des Dr. Pechuel-Loesche erkennen ließen, denselben also in Widerspruch mit sich selbst setzten. Darauf hat derselbe nun in einer neuen Schrift „Herrn Stanley's Partisane und meine officiellen Berichte vom Congo-Lande“ (Leipzig, 1886) geantwortet und darin aktenmäßig nachgewiesen, daß aus seinen früheren Berichten beschränkende Vorder- und Nachsätze fortgelassen, ganze wesentliche Abschnitte unterdrückt, Worte und Sätze falsch angeführt und so künstlich Widersprüche konstruiert worden sind — ein Verfahren, was ganz gewiß nicht geeignet ist, das ohnehin schwache Vertrauen in das jetzige Vorgehen der Leiter des Congo-Staates zu befestigen. Dr. Pechuel-Loesche verlangt vor Allem eine gründliche wissenschaftliche Durchforschung des Inneren, der Länder zwischen den großen Flußläufen, welche noch Jahrzehnte erfordern wird und bis heute noch nicht einmal angefangen worden ist. Erst dann wird es an der Zeit sein, an Eisenbahnbau zu denken. Bis dahin muß alles, was von dem fruchtbareren, elfenbeinreichen Inneren erzählt wird, als eitel Reclame mit Mißtrauen aufgenommen werden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Guppy giebt im „Journal of the Anthropological Institute“ einen Bericht über die Messung einer größeren Anzahl Bewohner der Salomons-Inseln. Als mittlere Höhe ergab sich 1,025 m; also etwas mehr, als Meyer für die Papuas angiebt. Das Resultat von 100 Schädelmessungen ergab 29 dolichocephale, 52 mesocephale und 19 brachycephale,

ein gerade nicht sonderlich belehrendes Resultat. Unter den kraushaarigen kommen auch schlichthaarige vor, aber Individuen mit hellerer Haut erwiesen sich bei genauerer Betrachtung als mit einer auf den Inseln sehr häufigen Hautkrankheit behaftet. Ein auffallender Unterschied besteht auf den größeren Inseln zwischen den Küstenvätern und den Bewohnern des Inneren, die ungleich weiter in der Kultur zurück sind, sich aber anscheinend — Messungen konnten nicht vorgenommen werden — auch körperlich unterscheiden. „Buschmann“ gilt an der Küste für ein schweres Schimpfwort. Wirklich buschig mit freien Zwischenräumen wachsendes Haar hat Guppy nie gesehen; die buschige Frisur vieler Männer ist ein Kunstprodukt.

Nordamerika.

— Die Beweise, daß die Mounds bis in die neuere Zeit hinein errichtet wurden, häufen sich mehr und mehr. In der reichen Sammlung des Herrn M. G. Richmond in Canajoharie, N.-Y., befindet sich ein holländischer Steingutkrug mit der Inschrift 1630 aus einem Grabhügel. In einem anderen in Montgomery City fand sich eine europäische Thonpfeife mit dem Fabrikstempel H. G. und einer Krone darüber. Man braucht also nach einer ausgestorbenen Rasse von Mound-builders nicht mehr zu forschen, und auch die berühmten Elephant-pipes erscheinen in einem anderen Lichte. Vielleicht sind auch die seltenen Bernsteinperlen neueren Datums. Nr. 1 des „American Antiquarian“, dem wir diese Notizen entnehmen, enthält eine Anzahl sehr interessanter Abbildungen indianischer Pfeifen in Thierform.

— Der Streit um die Echtheit der Davenport Tablets will in Nordamerika noch immer nicht zur Ruhe kommen. Bekanntlich handelt es sich um zwei Tafeln aus Kohlenchiefer, 8 bis 10 Fuß breit und 12 Fuß lang, welche 1877 in einem Grabhügel bei Davenport gefunden wurden und an beiden Seiten mit seltsamen Schriftzeichen und Bildern bedeckt sind. Die Hauptzeichnung stellt unverkennbar eine Leichenverbrennung dar. Die Davenport Akademie ließ natürlich den Fund seiner Wichtigkeit entsprechend sofort publiciren und hat seine Echtheit mit einem unendlichen Aufwande von Lokalpatriotismus gegen jeden Angreifer verteidigt. Die amerikanischen Archäologen aber wurden sofort über die Figuren stutzig, welche ganz und gar nicht den Charakter sonstiger Abbildungen in den Mounds tragen, und sandten auch in dem Berichte der Akademie selbst Anhaltspunkte genug für die Annahme, daß der Hügel vorher schon geöffnet gewesen und die Akademie gründlich hereingefallen sei. Aber die Davenportler fanden Bundesgenossen, welche in den Hieroglyphen Spuren der Mexikaner, der Azteken, der Normannen, schließlich auch der damals in die Mode kommenden Hittiter erkannten. Dem wirklichen Ursprunge am nächsten scheint aber Cyrus Thomas gekommen zu sein, welcher nahezu sämtliche Zeichen auf einer Seite in Webster's Dictionary vorfand, welche die Schriftzeichen verschiedener Völker zusammenstellt. — Die Akademie hielt unentwegt an der Echtheit ihres Kleinods fest; leider hat aber der Verfasser der ersten beiden Tafeln sich damit nicht begnügt und es sind neuerdings eine ganze Anzahl in derselben Weise beschriebener Steine zum Vorschein gekommen, so daß es selbst den Davenportlern zu arg wird und außerhalb ihrer Stadt Jedermann überzeugt ist, daß sie einer argen Mystifikation zum Opfer gefallen sind. Ein redaktioneller Artikel in der Januarnummer des „American Antiquarian“ spricht sich wenigstens dahin mit aller Entschiedenheit aus.

Inhalt: G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883. XI. (Mit sechs Abbildungen.) — de Dobbeler: Die Samojeden. IV. (Schluß.) — W. Rüdiger: Si Abji panurat und Si Abji panasa. Ein Batakisches Märchen. II. (Schluß.) — Volksfeste in Spanisch-Galicien. Von F. Blumentritt. — Kürzere Mittheilungen: Paul Mantegazza über die Ethnologie Indiens. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 3. März 1886.)